

Der Zug hält an der Grenzstation

Autor(en): **Schmidt-Ellrich, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 27

PDF erstellt am: **12.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Währenddem nun Emil in seiner Westentasche mit Daumen und Zeigefinger Nachschau hielt, ob er sich von den süßen Früchten ein Kilo erstehen könne (denn in der Westentasche hat Schlumbrich stets seine Geldreserve verborgen), trabte Pluto verächtlich an einen der Körbe heran, beschnüffelte ihn ein Weilchen und hob dann, wie Hunde etwa zu tun pflegen, ein Bein ...

Die Bäuerin, der die im Korb liegenden Kirschen gehörten, schrie und gestikulierte unzweideutig.

Emil Schlumbrich jedoch verlor seine Geistesgegenwart nicht. Er fragte kalt, mit der Stimme eines heiseren Betriebsbeamten:

„Wem gehört dieses eklige Hundevieh?“

Pluto, verblüfft und erschrocken ob der Stimme seines Herrn, führte seine Absicht nicht aus. Vielmehr zog er

seinen Schwanzstump ein und bewegte sich, wie ein gescholtenes Kind misstrauisch sich umblickend, in der Hintergrund des Platzes.

Und sein Besitzer, gerührt, dass ihn sein Hund durch kein Zeichen verraten und ohne weiteres verstanden hatte, entschloss sich, auf das Kilo Kirschen zu verzichten, und für das Geld seinem Pluto eine Wurst zu kaufen ...

Ich habe mir nun fest vorgenommen, mir bei nächster Gelegenheit einen Hund zu erstehen. „Kilian“ werde ich ihn taufen. Und bringt mir dann jemand schlechte Verse von mir, so werde ich sagen, ich sei der Autor nicht, und mit einem Seitenblicke werde ich meinen Hund fragen: „Kilian, gehören sie dir? Verbrichst du solches Zeug?“

Hoffentlich wird er mich nicht verraten. Gerne kaufe ich ihm alsdann dafür eine Wurst ...

Der Zug hält an der Grenzstation

Von H. Schmidt-Ellrich.

Als der Zug mitten in der Nacht in dem kleinen Grenzzort einfuhr, wurde er von etwa zehn Zollbeamten angesprungen, die ihn auf der schwacherleuchteten Station erwartet hatten, wie Raubtiere ihre Beute. Wäre man nicht in einem zivilisierten Lande der westlichen Halbkugel gewesen, man hätte auch an Räuber denken können, die friedliche Verkehrszeuge zum Halten bringen, um ahnungslose Reisende zu überfallen. So aber sah es gefährlicher aus als es war: Es war ja eine staatlich genehmigte Kontrolle, die von allen erwartet worden war, und nur Leute, deren Gewissen nicht ganz rein sein mochte, hatten sie zu fürchten. — Aber es ist merkwürdig damit: ein wenig Bange wird auch dem Unschuldigsten, ein undeutliches Gefühl von Romantik und Gefahr, von Aussergewöhnlichem und Drohendem beschleicht den abgebrühtesten Reisenden.

Zwar, wenn man sich das Gesicht eines dieser Beamten unter der Mütze näher ansah, so ein klares, offenes, gutes Menschengesicht, wie das des jungen Zöllners, der da in unser Abteil trat und uns musterte, dann konnte man nicht an Schlimmes glauben, und auch seine Frage, ob wir etwas zu verzollen hätten, stellte er eher sanft, so als ob es ihm leid täte, unsere Nachtruhe zu unterbrechen; denn wir schauten ihm ein bisschen schläfrig und halb ausgestreckt entgegen.

Ausser uns gab es nur noch zwei Herren im Abteil. Wir waren ihnen nicht hold, denn sie hatten uns die Fensterplätze weggeschnappt, und ihretwegen hatten wir das Licht nicht verdunkeln dürfen, um ruhig schlafen zu können. Etwa eine halbe Stunde vor der Grenze hatten sie das Klapptischlein am Fenster aufgeschlagen und spielten Schach. Sie waren sehr vertieft in ihr Spiel. Der eine, ein schwarzer bärtiger, hatte die Stirn in die Hände vergraben und schien sich den Kopf zu zerbrechen, wie er jetzt wohl ziehen müsse, um seinen Gegner zu schlagen. Dieser trommelte nervös mit den Fingern an die Fensterscheibe, als fühle er, dass ihm sein Partner auf die Schliche seines wohlausgedachten Planes gekommen sei. Dazwischen wischte er sich mit einem feinen Seidentuche das hagere Gesicht und zog, wenn sein Gegner sich zum Zuge entschlossen hatte, kühn von neuem einen Stein.

Dem jungen Beamten war es sichtlich peinlich, diese Spielversunkenheit stören zu müssen. Halb zögernd, halb interessiert trat er näher: „Haben die Herren etwas zu verzollen?“ — Er hatte, scheint's, Verständnis für solche Leidenschaften. Fast glaubte man ihm anzusehen, wie gern auch er so ein Spielchen gemacht hätte, statt seinen undankbaren nächtlichen Dienst zu versehen.

Auf die Frage schüttelten beide Spieler energisch den Kopf, der eine, vertieft, liess seinen Kopf los und zeigte, grossartig und unwillig zugleich, nach oben, zum Gepäcknetz, wo zwei elegante Lederkoffer sich breitmachten, so als wolle er sagen, es stehe dem Beamten ja frei, sich selbst zu überzeugen, indes bitte er, im Spiel nicht gestört zu werden.

Der Beamte schickte einen prüfenden Blick jener Handbewegung nach, zog die Stirn kraus und wandte sich dem Spielbrett zu, das ihn mehr zu interessieren schien als alle verzollbaren Sachen der Welt. Augenscheinlich war er ein Kenner.

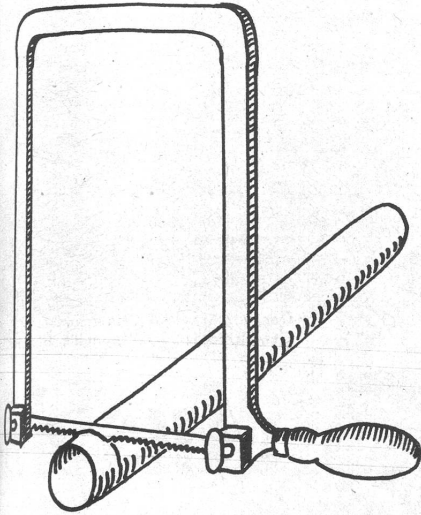
Auch wir begannen uns mit ihm für das Spiel, das soviel ernste Aufmerksamkeit erforderte, zu interessieren, statt lediglich für die Spieler wie bisher, und rückten näher, um den kleinen Zuschauerkreis zu vervollständigen. Aber was sahen wir! Was war das für ein seltsames Spiel! Da standen die Könige nebeneinander, friedlich, ohne sich etwas zu tun, da liefen die schwarzen Läufer beide auf schwarzem Feld. Der weisse König ausserdem stand von mehreren Seiten im Schach, ohne sich etwas daraus zu machen, und eben fasste der Bärtige den Springer seines Gegners und machte mit ihm einen Satz über fünf Nebenfelder hinweg: einen höchstens doch der Königin würdigen Satz, und liess sich in einem Gefahrenfeld erster Ordnung nieder. Fürwahr ein erstaunliches Spiel, das da vor sich ging!

Auch der Zöllner schien das zu finden. Denn plötzlich griff er mit energischer Hand mitten in das Gewirr der Figuren und erfasste die schwarze Dame, die schutzlos den grässlichsten Gefahren ausgesetzt war.

Die Spieler fuhren auf: „Sie! Was fällt Ihnen ein, was erlauben Sie sich! Unser Spiel zu stören!“

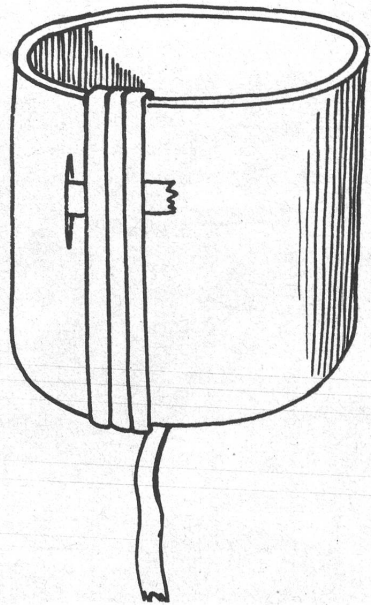
Der Beamte machte eine beschwichtigende Geste wie ein Dirigent, dem die Trompete zu laut bläst. In der andern Hand ruhte die schwarze Dame von ihren Strapazen aus. Er wog sie prüfend, sie war schwer; aber es gibt ja derlei Schachfiguren, die mit Blei gefüllt sind, damit sie besser stehen. Er fasste sie um die Taille. Sie war hübsch geschnitten, mit zackiger Krone, glänzend lackiert. Er griff nach dem König und hielt ihn sich dicht vor die Augen, als wolle er ihm unter die Krone schauen.

Die beiden Herren, wir alle, schauten ihm entgeistert zu, wie er langsam ein wenig den Kopf des Königs zur Seite drehte. Es erschien ein Gewinde ... plötzlich leuchtete und blitzte es dem Staunenden entgegen: ein Diamant von herrlichem Feuer lag in seiner Hand ... — Da lenkte uns ein Klirren von diesem fesselnden Schachspiel ab. Der eine



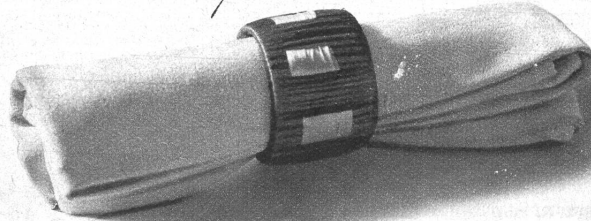
wünschte: braune und gelbe, hell- und dunkelblaue Bündel. Ja, es gibt alle Farben nach der Farblehre von Ostwald. Vorerst hat sich Fritzli hinter das Bastwickeln gemacht. Eine Kartonrolle von zirka 6 cm Durchmesser zersägte er mit der Laubsäge in Stücke von 5 cm Länge; putzte sie sauber mit Glaspapier und wickelte sich Serviettenringe. Mit dem Messer schnitt er eine Ritze ein, schlüpfte mit dem Bastanfang durch, klemmte ihn so fest und wickelte den Bast auf. Nach dem Wickeln schlüpfte er mit dem Ende wieder durch die Ritze, zog ein hübsches Bändchen durch den Bast ein und der Serviettenring stand da in voller Pracht. Durch Farbwechsel, und einziehen farbiger Bändchen, können so brauchbare und schöne Ringe geschaffen werden. Fritzli versorgte alle Familien der näheren und weiteren Bekanntschaft mit solchen Ringen. Seine Auslagen sind mehr als gedeckt, ja er hat verdient und will nächstens auch Bastkörbchen schaffen und mit Bast weben. Na, wir werden bald sehen.

Mit Gruss der Freizeitonkel.



Liebe Buben und Mädchen!

Es ist jammerschade“, sagte jüngst Fritzli zu mir, „dass es keinen Bast mehr gibt für Bastarbeiten.“ — „Da bist Du wieder einmal schief gewickelt“, antworte ich, „kennst Du denn den neuen Werkstoff der Viscose-Fabrik in Emmenbrücke nicht? Das ist ein Kunstbast, schöner als der Naturbast und dazu lang — fast ohne Ende — man braucht nicht immer zu knüpfen. Er ist erhältlich in Bündeln von 15 g = zirka 31 m.“ So etwas lässt sich Fritzli nicht zweimal sagen. Sofort schrieb er eine Karte an Ingold & Co., Herzogenbuchsee, und erhielt, was er



der Herren, der mit dem hageren Gesicht, hatte die Fenster-scheibe eingeschlagen und schickte sich an, hinauszuspringen, während er mit einer Hand von den Schachfiguren in seine Rocktasche stopfte, soviel er ergreifen konnte. Der andere, Bärtige, wand sich nun verzweifelt unter dem klammernden Griff des Zollbeamten. Plötzlich ertönte ein greller Pfiff — der Beamte hatte mit seinem Signalpfeifen die Kollegen zur Hilfe gerufen.

Dem einen der Herren Schachspieler gelang zwar der Sprung aus dem Fenster, aber draussen, am Bahndamm, wurde er von zwei Zollpolizisten in Empfang genommen und schnell überwältigt. Auch der andere wurde von den herbeieilenden Polizisten abgeführt, während unser junger Beamter mit Hilfe eines in Zivil gekleideten Beamten bedächtig einen Stein nach dem andern vom Brett nahm, in die Schachtel zurücklegte, die daneben stand, und schliesslich das Brett selbst ergriff. Es war so schwer, dass er fast Mühe hatte, es vom Platz zu heben. „Donnerwetter!“ murmelte er, erschüttert. „Ein feiner Fang!“ lobte der in Zivil. „Hatten Sie schon vorher irgend etwas Verdächtiges gemerkt?“ fragte er uns. Wir verneinten beschämt. „Wir haben geschlafen“, sagten wir. Unser junger Beamter bestigte es und machte dem andern ein Zeichen, das uns völlig von dieser Sache lossprach, so als ob er sich dafür verbürge, dass wir damit nichts zu tun hätten. „Ja, ja“, meinte er, „das königliche Spiel lässt sich eben nicht von solchen Stümpfern missbrauchen! Da haben die sich gedacht: Ach, so ein Zöllner, der wird doch nicht Schach spielen können! Aber sie sind an den Rechten geraten ...“ Und seinem glühenden Gesicht war anzusehen, dass es sich oft und ernst über die Probleme einer Welt neigte, die sich auf einem schwarz- und weissgewürfelten Schachbrett zwischen

Königen und Bauern, Damen, Offizieren, Türmen und Springern stellten.

Später lasen wir in der Zeitung, dass es sich um zwei langgesuchte Juwelendiebe handelte, die im Begriffe gewesen waren, ihre Beute ins Ausland zu bringen.

Hausmusikstunde

Es muss zugegeben werden, dass ein Besuch einer Hausmusikstunde nichts Erhabendes verspricht, besonders dann nicht, wenn man selber in der Jugend auf Musik einexerziert und mit Schimpf und Drohungen seine Talente entwickeln musste. Arme Kinder, die die Freude an der Musik erst mit Tränen erkaufen mussten. So lag mein Vorurteil offen zu Tage, als ich widerwillig den Musiksaal in der Schulwarte betrat, um die aus meiner Jugend bekannte seelische Pein nochmals durchzuleben.

Wie anders bot sich mir aber die Wirklichkeit dar. Freundliche Musikpädagogen und natürliche Kinder hatten sich zu einer zwanglosen Musikstunde zusammengefunden, um wirklich in Freude die Musik zu erleben. Bei den Kindern war keine Spur von Lampenfieber, Bangigkeit oder gar Angst vorm Fehlermachen. Alles ging glatt vonstatten in freudiger Erkenntnis eines positiven Genusses. Und wie diese Kinder spielten, das kann man sich nicht vorstellen. Es sind nicht schwere Sachen, Partituren oder Zirkusstücke einer frühreifen Jugend, nein, es sind einfache Musikstücke von musikalischem Wert, die in dem Kinde die Liebe zur Harmonie entwickeln lassen. Es war ein Genuss in jeder Beziehung und eine Erkenntnis, dass man Musik wirklich nur spielend erfassen kann.